

48] Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nergö.

Nun löste sich das Ganze plötzlich von selber auf. Der alte Zeppe verkaufte das Geschäft mit Lehrlingen und allem; Pelle wollte sich nicht verkaufen lassen. Jetzt war die Gelegenheit da, jetzt wollte er mit schnellem Entschluß diesen Abschluß vollziehen.

„Du gehst nicht,“ sagte Zeppe drohend, „Du hast noch ein Jahr von Deiner Lehrzeit vor Dir. Ich melde Dich bei der Polizei, und was das heißt, das hast Du ja erfahren.“ Aber Pelle ging. Nachher konnten sie, so viel sie wollten, nach der Polizei rennen. Froh und leichten Sinnes mietete er eine Mansardenkammer oben auf dem Hafenhügel und schaffte seine Habseligkeiten dorthin. Es war, als redete er sich nach jahrelanger Sklaverei. Niemand hatte er mehr über sich, keine Last, keine Verpflichtung. Jahrelang hatte er gegen einen beständigen Niedergang gekämpft; es hatte seinen Jugendmut gerade nicht gestärkt, Tag für Tag seine Kräfte vergebens gegen den Rückgang in der Werkstatt anzustrengen. Er konnte nur den Lauf ein wenig zurückhalten, und im übrigen mußte er mitgehen. Ein gut Teil Resignation und ein wenig zu viel Geduld im Verhältnis zu seinen achtzehn Jahren, das war seine augenblickliche Ausbeute von der Fahrt den Hügel hinab.

Jetzt lag das Ganze unten am Fuße des Hügels, und er konnte zur Seite treten und sich selbst ein wenig säubern. Sein Gewissen war in Ordnung, und eine etwas verkümmerte Freude über die Freiheit, das war alles, was er gewonnen hatte. Geld, um zu reisen, hatte er nicht, und seine Kleider waren in einer armen Verfassung, aber das kümmerte ihn vorläufig nicht. Er atmete nur tief auf und sah die Zeit an. Der Tod des Meisters hatte eine so große Leere in ihm hinterlassen. Er entbehrte den seelenvollen Blick, der ihm ein Gefühl eingeflößt hatte, als siehe er im Dienste einer Idee. Die Welt um ihn her war so wunderbar gottverlassen geworden, jetzt, wo dieser Blick nicht mehr halb klar und halb unergründlich auf ihn ruhte und diese Stimme schwieg, die ihm immer zu Herzen ging, sowohl wenn sie zornig, wie auch wenn sie unendlich milde oder ausgelassen war! Wo die erkönte war, begegnete sein Ohr jetzt der Einsamkeit.

Er tat nichts, um sich aufzuraffen, und saulenzte. Dieser oder jener Meister war nach ihm aus; sie wußten ja alle, daß er ein schneller und zuverlässiger Arbeiter war und wollten ihn gern als Lehrling haben für eine Krone die Woche und die Kost. Aber Pelle wollte nicht. Er fühlte, daß dort seine Zukunft nicht lag; und über das hinaus wußte er nichts, sondern wartete nur wunderbar dumpf darauf, daß etwas geschehen sollte, irgend etwas. Er war aus seinem festen Dasein herausgedrängt und hatte selber nicht das Bedürfnis einzugreifen. Von seinem Fenster aus konnte er in den Hafen hinabsehen; das große Unternehmen war nach dem strengen Winter wieder in vollem Gange. Da stieg ein Summen von der Arbeit zu ihm herauf, sie hauten, bohrten und sprenkten, die Kippwagen wanderten in langen Reihen die Schienen hinaus, warfen ihren Inhalt draußen am Ufer-ende ab und kamen wieder. Seine Glieder schütten sich nach strenger Arbeit mit Hacke und Schaufel, aber der Gedanke schlug doch nicht die Richtung ein.

Kam er auf die Straße, so wandten die strebsamen Bürger den Kopf nach ihm um und tauschten Bemerkungen aus, laut genug, daß sein Ohr sie auffangen konnte. „Da geht Meister Zeppe's Lehrling und bummelt,“ sagten sie zueinander. „Sung und stark ist er, aber er mag nichts tun; er wird noch mit der Zeit ein Lagedieb, das sollt Ihr mal sehen. — Ja, war er es nicht auch, der auf dem Rathhaus Prügel bekam wegen seines rohen Benehmens? Was ist da anderes zu erwarten!“ Und dann hielt sich Pelle zu Hause. Hin und wieder bekam er ein wenig Arbeit von den Kameraden und armen Leuten, die er kannte, mühte sich dann ab ohne Gerätschaften und ging, wenn er gar nicht anders fertig werden konnte, zu Zens hinaus. Zens hatte Holz und Leisten. Sonst saß er am Fenster und starrte hinaus über den

Hafen und die See. Er sah, wie die Schiffe aufgeladelt wurden und in See gingen, und mit jedem Schiffe, das aus dem Hafen glitt und am Horizont nachschwand, war es ihm, als entgleite ihm eine letzte Möglichkeit. Er hatte diese Empfindung, aber sie rührte ihn nicht. Von Worten zog er sich ganz zurück und ging auch nicht mehr unter andere Menschen. Er schämte sich darüber, los und ledig zu gehen, während alle anderen arbeiteten.

Mit dem Essen hatte er sich praktisch eingerichtet; er lebte von Milch und Brot und brauchte im Tage nur ein paar Dore. Er konnte sich gerade den ärgsten Hunger vom Leib halten. An Feuerung war nicht zu denken. Wenn er so mühsig dasaß, genoß er mit einer gewissen Beschämung seine Ruhe, im übrigen regte sich nicht viel in ihm.

Wenn des Morgens die Sonne schien, stand er früh auf und schlich aus der Stadt hinaus. Den ganzen Tag streifte er in den großen Nadelwäldern umher und lag auf den Strandhügeln und ließ das Murmeln des Meeres in seinen Halbschlummer hineinbrausen. Er aß wie ein Hund, was ihm von Eßbarem vorkam, ohne darüber nachzudenken, woraus es bestand. Das Sonnenglitzern auf dem Wasser und der starke Duft der Nadelbäume und das beginnende Aufstreifen der faulenden Säfte, die der Frühling mit sich führt, machte ihn wirr und füllte sein Gehirn mit halbwillden Vorstellungen. Die Tiere fürchteten sich nicht vor ihm, sondern blieben nur einen Augenblick stehen und schnoben den Geruch ein; dann lebten sie sorglos weiter und erfüllten ihr tägliches Leben vor seinen Augen. Das störte ihn nicht in seinem Halbschlummer, aber wenn sich menschliche Wesen ihm näherten, schlich er davon und verbergte sich mit einem feindlichen, fast gehässigen Gefühl. Er empfand eine Art Wohlsein hier draußen. Oft stieg der Gedanke in ihm auf, seine Wohnung da drinnen aufzugeben und sich des Nachts unter irgendeine Lanne zu kriechen.

Erst wenn die Finsternis ihn verbergte, kehrte er nach Hause zurück, warf sich mit den Kleidern auf das Bett und lag dann da und fiel in Schlummer. Wie aus der Ferne konnte er seinen Nachbar, den Taucher Ström, in wadelndem Schritt über den Boden gehen und nebenan mit seinen Eßgerätschaften rumoren hören. Der Speisequalm, der, mit Schlafgeruch und Tabakrauch vermischt, immer durch die dünne Bretterwand zu ihm hereindrang und erstickend schwer über seiner Stirn hing, ward jetzt stärker. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Er schloß die Augen und zwang sich in andere Vorstellungen hinein, um den Hunger zu betäuben. Da ertönten die bekannten leichten Schritte auf der Bodentreppe und jemand pochte an die Tür. Es war Worten. „Bist Du zu Hause, Pelle?“ fragte er; aber Pelle rührte sich nicht.

Pelle konnte hören, wie Ström mit breiten Wippen in das Brot hineinhieb und schmakend laute, und zwischen dem Kräuen ertönte auf einmal ein wunderlicher Laut, ein unterdrücktes Brüllen, das jedesmal unterbrochen wurde, wenn er einen Mundvoll nahm. Es klang, als wenn ein Kind zugleich isst und heult. Daß ein anderer Mensch weinte, schmolz etwas in Pelle und erfüllte ihn mit einem schwachen Gefühl von etwas Lebendigem; er richtete sich auf den Ellbogen auf und lauschte, und während sich ein kalter Schauer nach dem andern an seinem Rücken herabschlich, lag er da und lauschte, wie sich Ström mit dem Entsetzlichen herumschlug.

Man sagte, Ström sei hier, weil er in seiner Jugend in der Heimat irgend etwas begangen hatte, und Pelle vergaß seine eigene Not und lauschte starr vor Entsetzen diesem Kampf mit den bösen Mächten, der damit begann, daß Ström geduldig, mit ballender, tränenvermengerter Rede die Worte der Bibel gegen die wimmelnden, kleinen Teufel anführte. „Am Ende kann ich Euch dazu bringen, daß Ihr den Schwanz zwischen die Beine nehmt,“ rief er aus, wenn er ein Stück gelesen hatte. Es lag eine eigene Breite in seiner Stimme, ein Bedürfnis nach Frieden. — „Ach so!“ rief er nach einer Weile aus, „Ihr wollt noch mehr. Ihr verteuflten Galunken! Was sagt Ihr denn hierzu? Ich, der Herr, Dein Gott, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs —“ Ström jagte die Worte heraus, das Böse brach sich Bahn in seiner Stimme und plötzlich verlor er die Geduld. Er nahm das Buch und schleuderte es an den Boden. „Dann soll Euch

Der Satan holen!" schrie er und schlug mit den Möbeln da drinnen um sich.

Belle lag in Schweiß gebadet da bei diesem besessenen Kampf; mit einem Gefühl der Befreiung hörte er, wie Ström das Fenster öffnete und die Teufel über die Dächer hinabjagte. Der Taucher führte den letzten Teil des Kampfes mit einem gewissen Humor aus. Er redete lockend und schmeichelnd in die Ecke hinein. "Sieh, Du kleiner, süßer Teufel, was für einen weichen Pelz Du doch hast! Ström darf Dich doch wohl ein wenig streicheln? Ne, das hättest Du doch wohl nicht erwartet, sind wir Dir zu flug gewesen? Wie? Du willst noch beißen, Du Teufelsjunge! — Da, nun brich Dir nur die Augenbrauen nicht!" Ström schloß das Fenster mit einem innigen Glucksen.

Eine Weile ging er umher und amüsierte sich. "Ström ist doch noch Manns genug, um die Höhle selbst zu säubern," sagte er zufrieden.

Belle hörte ihn zu Bett gehen und fiel selbst in Schlaf. In der Nacht aber erwachte er davon, daß Ström dalag und taktfest mit dem Kopf gegen die Bretterwand schlug und weinend sang: "An den Ufern von Babylon." Mitten im Gesange schwieg der Steinhauer und stand auf. Belle hörte ihn hin und her tasten und auf den Boden hinausgehen. Von Schreck ergriffen, sprang er aus dem Bett und zündete Licht an. Da draußen stand Ström und war im Begriff, eine Schlinge über den Balken zu legen. "Was willst Du hier?" sagte er wütend. "Kann ich denn jetzt auch vor Dir keinen Frieden mehr haben?"

"Warum willst Du Hand an Dich legen?" fragte Belle leise.

"Da sitzt eine Frau und ein kleines Kind und weint mir immer und ewig die Ohren voll. Ich kann es nicht mehr aushalten," antwortete Ström und knüpfte an seinem Strick weiter.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das modernisierte Luxor.

Von Pierre Loti.

Autorisierte Uebersetzung von R. Collin.

Das Wasser des Nils war schon gefallen und meine Dahabje, die sich durch Auffahren verspätet hatte, konnte Luxor nicht mehr erreichen. Wir legten an irgendeinem Winkel des steilen Ufers an, als die Dunkelheit niederzusteigen begann.

"Wir sind unserem Ziel ganz nahe, morgen haben wir nur noch eine Stunde zu fahren," erklärte mir mein Fährmann, ehe er sich zu seinem Abendgebet begab.

Die Nacht hatte ihre weichen Fittiche über uns ausgebreitet, hier an diesem Ort, der sich nicht von anderen zu unterscheiden schien, an denen wir, ganz wie der Zufall es fügte, seit einem Monat angelegt hatten, um den Anbruch des Tages zu erwarten. Aus den dunklen Massen unterschied man unklar Rasenflächen, auf denen hier und dort sich eine hohe Palme erhob, deren schwarze Fächer man erkennen konnte. Fröhlich zirpten die Grillen. Fast das ganze Jahr können sie hier ihre Musik erschallen lassen, denn in der duftenden Lauheit der Gräser Oberägyptens fühlen sie sich besonders glücklich. Durch die Stille klang das Geschrei der Nachtvögel wie Wehklagen von Rasen. Dann wurde es wieder ganz ruhig — die unendliche Schweigsamkeit der Wüste schien gewaltig herrschend alles andere zu verdrängen.

Heute früh beim Sonnenaufgang schimmert wie stets alles in prächtiger Reinheit. Immer lebhafter wird am Gipfel der lybischen Wüste die Färbung, die rosigen Korallen gleicht, und sie verdrängt die letzten bleigrauen Schatten, welche die Nacht noch am Himmel stehen ließ.

Meine Augen, die seit Wochen schon an das stets gleiche Schauspiel des Sonnenaufganges gewöhnt sind, wenden sich ab, als ob sie von etwas Ungewöhnlichem gerufen werden, das sich eine Viertel Meile vom Fluß, am arabischen Ufer, mitten in der düsteren Ebene erhebt.

Zuerst scheint es eine Anhäufung hoher Felsen zu sein; in dieser geheimnisvollen, zauberischen Stunde sind sie wie von einer bläulila Farbe übergossen, wie durchsichtig schimmern sie, und die Sonne, die sich jögern aus der Wüste hervorwagt, beleuchtet sie scharf, als ob es ihr Freude machte, die Unriffe frisch rosig zu umranden. . . Sind es überhaupt Felsen, nein, denn als man sie deutlicher erkennt, heßt man gerade, symmetrische Linien. . . Nicht Felsen, aber wohl architektonische Massen, groß und übermenschlich, die den Eindruck fast ewiger Dauerhaftigkeit erzeugen und aus denen zwei Obeliskenstippen scharf wie Lanzen hervorragen. . . Ach ja, jetzt habe ich verstanden: Theden!

Theden! . . . Gestern abend, als es in dunkler Verborgenheit lag, glaubte ich mich nicht so nahe. Aber es hätte nichts anderes

sein können, als die ewige Stadt; denn nichts auf der Welt kann wie diese Erscheinung wirken. Mit respektvollem Eifer begrüßte ich die einzige und erhabene Ruine, deren Anblick mir schon seit einer Reihe von Jahren vorschwebte, ohne daß mir das Leben bis jetzt Zeit ließ, diesen Wunsch zu erfüllen.

Jetzt aber auf nach Luxor, das schon zu Zeiten der Pharaonen eine Vorstadt der königlichen Residenz war und bis heute deren Hafen geblieben ist. Hier, wird mir gesagt, muß man seine Dahabje anlegen, um sich in die fabelreichen Paläste zu begeben, auf die jetzt das Licht der aufgehenden Sonne fällt.

Die Ketten, die uns auf dem Fluß halten, werden angezogen — während man auf meinem bronzenen Fahrzeug dazu daselbe Lied anstimmt, das alt wie Aegypten ist, betrachte ich weiter die ferne Erscheinung. Aus den Morgennebeln, die sie mir vielleicht noch zauberischer gestaltet hatten, löst sie sich heraus. Die aufsteigende Sonne mit ihrem klaren Licht läßt alle Einzelheiten besser erkennen, und vollständig zertrümmert, schieß, zusammengefürt zeigt sie sich mitten in der schweigsamen Ebene auf dem gelben Wüstentoppe. In reiner Pracht steigt die Sonne höher, und mit ihrer Jugend und ihrer schreckenerregenden Dauer scheint sie alles zu erdrücken. Denn sie hat schon seit unzähligen Jahrhunderten und Jahrhunderten dieselbe runde Form gehabt, dieselbe Klarheit ihres Diskus, und hatte ihren täglichen Lauf über den Wüstentreden lange begonnen, ehe das einzige Theden auftauchte. Diese Probe von Herrlichkeit bedeutete einen ziemlich merkwürdigen Ausschweifung für die menschlichen Phantasien, denen wir später nicht gleichkamen — übrigens müssen die Bauten sehr schwach und spottschlecht gewesen sein, denn sie brachen zusammen, nachdem sie kaum vier Jahrtausende bestanden. . .

Eine Stunde später landen wir in Luxor. Welche Enttäuschung!

Schon auf zwei Meilen Entfernung sieht man den Winterpalast. Das Bauwerk, das sich seit einigen Jahren am Nil erhebt, ist schnell entstanden und sehr modern aufgeführt. Doch erkennt man bei dem gewaltig großen Hotel die leichte Bauart. Zwei- oder dreimal so hoch wie der bewunderte pharaonische Tempel, richtet sich die unerschämte, schmutzig gelbe, mit Gips abgeputzte Fassade in die Höhe. Natürlich verunstaltet sie die ganze Umgebung schändlich. Steht auch die kleine arabische Stadt mit ihren weißen Häusern, ihrem Moscheenturm und ihren Palmen noch da, erhebt sich auch der berühmte Tempel mit seinem schwerfälligen östlichen Säulenwald und spiegelt sich wie einst in dem Wasser des Nils, es geht doch zu Ende mit Luxor!

Welche Menschenfülle ist hier! Das gegenüberliegende Ufer ist aber völlig vereinsamt, mit seinen Streifen goldenen Sandes und den am Horizont rosig gefärbten Bergen, die mit Mumien angefüllt sind.

Armes Luxor! An den steilen Ufern haben eine Reihe von Touristenbooten angelegt, eine Art zwei- oder dreistädiger Kasernen, die jetzt den Nil von Kairo bis zu den Katarakten unsicher machen — sie pfeifen, und ihre Dampfmaschinen machen einen unerträglichen, erschütternden Lärm. . . Wo werde ich für meine Dahabje ein etwas ruhigeres Fleckchen finden, das mir die Beamten der Reisegefellschaften nicht streitig machen?

Uebrigens bemerkt man nichts mehr von den Palästen Theden's, die ich gegen Abend aufsuchen will. Wir sind ihnen nicht mehr so nahe wie in der Nacht; während unserer morgendlichen Fahrt ist die Erscheinung nach und nach in die lichtüberfluteten Ebenen zurückgetreten. Dann versperren auch der Winterpalast und alle neuen Bauten die Aussicht.

Ohne Frage ist der modernisierte Quai von Luxor amüsant, an dem ich um zehn Uhr morgens bei klarem, flammendem Sonnenschein ausschiffel. Dem Winterpalast reihen sich in demselben pomphaften Stil Läden an. Alles, was Touristen brauchen, wird dort verkauft: Fächer, Fliegenklatschen, Mähen und blaue Brillen. Dann zu Tausenden Photographien der Ruinen. Außerdem noch Spielereien der Juden: alte Regemesser, Pantherfelle und Gagelohrner. Selbst die Indier strömen in Massen zu diesem improvisierten Jahrmarkt herbei und bringen Stoffe aus Radschpoute und Kaschmir. Aber vor allen Dingen drängen sich die Mumienhändler vor und zeigen Sätze von geheimnisvollem Aussehen, Binden, Totenhände, Götter, Starabäen — tausend beängstigende Dinge, an denen der alte, geheilte Boden schon seit Jahrhunderten unerschöpflich zu sein scheint.

An den Schaufenstern entlang, unter den spärlichen Palmen und den Häusern Schatten suchend, gehen Abgesandte der Plutokratie der ganzen Welt hin und her: dieselben Schneider haben sie angezogen, ihre Hüte sind auf dieselbe Art garniert und ihre Rajen hat der Sonnenbrand gleichmäßig rot gefärbt. Die steinreichen Töchter der Chicagoer Kaufleute streifen Prinzessinnen. Unerschämt drängen sich die jungen frechen Beduinen dazwischen und bieten den schönen Reifenden ihre mit Damensatteln versehenen Maulesel an. Damit diesem Babel nicht fehle, laufen sehr eilig ganze Scharen von Herren und Damen der Reisegefellschaften an uns vorbei.

Hinter den Läden ragen am Quai wieder große Hotels empor. Aber sie wirken nicht ganz so aufdringlich wie der Winterpalast. Sie sind nicht so hoch und auf arabische Art mit weißem Kalk verputzt. In dem Gewirr von Palmen scheinen sie sich verborgen zu wollen.

Nun haben wir endlich den gewaltigen Tempel von Luxor erreicht, der so wenig hierher zu gehören scheint, wie der unglückliche Obelisk, der mitten auf der Place de la Concorde steht und den Ägypten uns schenkte. Am Rande des Nils erhebt sich ungefähr dreihundert Meter lang die wunderbare Steingruppe. Zu den Zeiten außerordentlicher Pracht schuf man mit Vegetierung auf diesem Boden den hohen, gewaltigen Säulenwald auf Wunsch von Amenophis und des großen Ramesses. Wie schön mußte er früher gewesen sein, als seine prächtige Wirtnis über die Weiten dieses Landes hinwegragte, das seit Jahrhunderten in Verlassenheit und Schweigen liegt. (Schluß folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Von Giften und Gifttieren.)

Wenn man von giftigen Tieren schreibt oder spricht, denkt der Laie gewöhnlich nur an Schlangen, Skorpione, Vienen und ähnliche bekannte Vertreter der „Gifttiere“. Nur die wenigsten wissen, daß es daneben noch eine fast unzählige Schar giftiger Arten gibt, die sich über die meisten Klassen des Tierreiches von den Protozoen aufwärts bis zu den Säugetieren verteilen. Ganz zu fehlen scheinen giftige Arten lediglich den Manteltieren, den Molluscoideen und den Vögeln. Nun bezeichnet allerdings das Wort Gift einen durchaus relativen Begriff. Einen giftigen Stoff an sich gibt es überhaupt nicht, sondern man kann natürlich von Gift und Giftwirkung nur in Hinsicht auf ein bestimmtes Lebewesen reden. Ferner ist es ja auch eine allbekannte Tatsache, daß selbst die heftigsten wirkenden Gifte in geringen Mengen direkt als Heilmittel gelten können. Die Mehrzahl der wirksamsten medizinischen Präparate sind ja Gifte in diesem Sinne. Dazu kommt noch, daß sich die verschiedenen Tiere den einzelnen Giften gegenüber außerordentlich verschieden verhalten, daß ein Stoff, der auf die eine Art als schwerstes Gift wirkt und raschen Tod zur Folge hat, von anderen Arten ohne jede Schädigung getragen wird. Dafür nur zwei Beispiele. In den Vergewaldungen Mitteldeutschlands, z. B. im Harzgebirge, wächst in weiter Verbreitung die berüchtigte Tollkirsche, *Belladonna atropa*. Wie verlockend ist das Aussehen der Pflanze! Die frischen saftigroten Blätter scheinen herausfordernd den Appetit aller Pflanzenfresser auf sich lenken zu wollen. Und trotzdem — die Nahrung mag noch so knapp sein — wird die Pflanze von allen größeren weidenden Tieren ängstlich gemieden. Sowohl Laub wie Saft der Tollkirsche enthält nämlich ein für Mensch und Tier tödliches Gift. Schwerlich hätte sich die Pflanze ohne dieses heimtückische Erbgut im Daseinskampfe erhalten können. Wie aber alle Schutzmittel nur eine bedingte Sicherheit verleihen, so auch hier; das Gift, das selbst die größten Tiere zurückdrückt, bietet keine Wehr gegen einen schwachen kleinen Käfer, *Haltica atropae*, dessen wichtigste, ja einzige Nahrung die Tollkirsche ist.

Es ist ferner eine sehr bekannte Erscheinung, daß die meisten tierischen Schlangenjäger, darunter unser gemeiner Stacheligel, *Echinaceus europaeus*, gegen die Wirkungen des Schlangengiftes mehr oder weniger unempfindlich (immun) sind. Mit größtem Behagen kann man einen Igel, ohne daß es dem Tiere den geringsten Schaden brächte, eine Kreuzotter samt ihren Giftdrüsen berühren sehen. Wiederholt habe ich mich selbst überzeugen können, daß auch der Uff der Schlange, dem er bei seinen unerwarteten Angriffen häufig ausgesetzt ist, von ihm ohne Beschwerde ertragen wird. Diese Giftfestigkeit findet nach dem heutigen Stande der Forschung darin ihre Erklärung, daß in dem Blute des Igels sich bestimmte Stoffe befinden, die als Gegengifte wirken und das Schlangengift gleichsam abtötigen. Es ist ein rein chemischer Vorgang. Auch der Mensch vermag sich ja durch allmähliche Gewöhnung gegen bestimmte Gifte zu schützen.

Doch sehen wir uns nach diesem kurzen Exkurs etwas genauer die einzelnen Vertreter der Gifttiere an. Nach dem Beispiele Tafelbergs wollen wir die Gifttiere in folgende fünf Kategorien einteilen: 1. Tiere mit besonderen Giftapparaten. 2. Tiere, die durch vitale Stoffwechsel- oder Zerfallsprodukte giftig wirken. 3. Tiere, die in ihren Körpergeweben oder wenigstens in bestimmten Organen giftige Stoffe enthalten, ohne sie jedoch auszuscheiden. 4. Tiere, die erst infolge ihrer Ernährung giftige Eigenschaften annehmen, und 5. Tiere, die auf noch unerklärliche Weise bisweilen giftig wirken können. Unter den Tieren mit besonderem Giftapparate sind in erster Linie die Schlangen zu nennen. Von den circa 1650 bis heute bekannt gewordenen Arten sind weit über die Hälfte, das heißt mehr als 900 Giftschlangen. Die überwiegende Mehrzahl und vor allen Dingen die gefährlichsten Giftschlangen sind Bewohner der wärmeren oder gar tropischen Gegenden, während in unseren Klimaten verhältnismäßig nur wenige giftige Arten vorkommen. Welche Rolle die Schlangen auch heute noch als Feinde des Menschen spielen, zeigt am besten eine Statistik der englischen Regierung in Ostindien, der zufolge in den Jahren 1800 bis 1893 durchschnittlich 19 000—20 000 Menschen jährlich an den Folgen von Schlangengift zugrunde gingen. Trotzdem die Regierung den Verheerungen nicht unthätig gegenübersteht, sondern durch Aussetzung von Belohnungen es erreicht hat, daß jährlich im Durchschnitt fast eine halbe Million geförtere Schlangen abgeliefert werden, hat die Plage eher zu als abgenommen. Bei dieser letzten Zahl, muß man allerdings auch in Berücksichtigung ziehen, daß zahlreiche Leute sich heimlich große Schlangenzüchtereien angelegt haben und mit der Regierung einen schwindehaften Handel treiben.

In Deutschland besitzen die Giftschlangen nur zwei Vertreter, die über das ganze Reich verstreut vorkommende Kreuzotter *Vipera bevas* und die lediglich auf die Lungengegend von Metz und den südlichen Schwarzwald beschränkte Aspisschlange *Vipera aspis*. Bei der Kreuzotter ist die Giftwirkung eine so bedeutende, daß annähernd 10 Proz. der Gebissenen daran elend zugrunde gehen. Weit höher ist die Mortalität in den heißen Gegenden, in denen nach einer freilich nicht sehr verlässlichen Statistik durchschnittlich etwa 20—25 Prozent der Gebissenen sterben. Wie rasch das Schlangengift von den Körpergeweben aufgesaugt wird, zeigt ein Versuch Calmettes, der eine Ratte an der äußersten Schwanzspitze mit dem Gift der gefährdeten *Kobra de Capello* oder Brillenschlange, *Naja tripudians*, impfte. Obwohl bereits eine Minute später der Schwanz unmittelbar am Körper amputiert wurde, trat dennoch Vergiftungstod ein. Im Hinblick auf diese hohe Gefährlichkeit des Schlangengiftes für den Menschen ist es begreiflich, daß man schon seit langem eifrig nach einem Schutz- oder Heilmittel suchte, und es ist mit Freude zu begrüßen, daß es denselben Calmette in dem kaiserlichen Institut vor einer Reihe von Jahren gelungen ist, ein äußerst wirksames Mittel herzustellen.

Wir sprachen vorhin schon von der Möglichkeit einer künstlichen Immunisierung durch allmähliche Gewöhnung an verschiedene Gifte. Wie zahlreiche Versuche gezeigt haben, lassen sich auch sonst äußerst empfindliche Tiere durch wiederholte Einspritzung von allmählich sich steigenden Giftmengen gegen die Wirkungen des Schlangengiftes immun machen. So gelangt es beispielsweise, ein Kaninchen im Verlaufe eines halben Jahres derart giftfest zu machen, daß es die hundertfache Dosis, die sonst unbedingt tödlich wirken würde, anstandslos verträgt. In dem Blute dieser giftfesten Tiere haben sich nämlich in großer Menge Schutzstoffe gegen Schlangengift, sogenannte Antitoxine gebildet, die die schädliche Wirkung des eingeführten Giftes sofort ausgleichen. Durch ein von Calmette erdachtes Verfahren ist es nun möglich, diese Schutzstoffe zu gewinnen und durch Einspritzung damit andere Tiere ebenfalls gegen das Schlangengift unempfindlich zu machen und gebissene Personen zu heilen. Den Erfolg seines Mittels konnte Calmette einmal in sehr drastischer Weise an sich selbst erproben. Bei der Giftentnahme von einer lebenden Brillenschlange wurde er von dieser gebissen. Infolge sofortiger Einspritzung seines Heilmittels blieben aber alle Krankheitserscheinungen aus. Leider helfen jedoch diese Schutzstoffe im allgemeinen nur gegen das Gift der gleichen Schlangensart oder nahe verwandter Arten, von der das Gift zu der Immunisierung gewonnen wurde.

Bei allen Schlangen besteht der Giftapparat aus paarigen zu beiden Seiten der Oberkiefer nahe den Augen gelegener Drüsen, deren Ausführungsgänge mit bestimmten Zähnen in Verbindung stehen. Die Giftzähne sind in der Regel sehr eigenartig gebildet. Außer durch ihre Größe zeichnen sie sich je nach der Art dadurch aus, daß auf ihrer Vorderseite eine von der Basis bis zur Spitze reichende Furche verläuft oder daß der Zahn innerlich seiner Länge nach von einem, nahe der Spitze mündenden Kanal durchzogen wird, durch den dann das giftige Sekret in die Wunde fließt. In der Ruhe sind die Zähne nach hinten geklappt und in einer Schleimhautfalte verborgen. Sie heben sich erst, wenn sie in das Fleisch eines Opfers gesalagen werden sollen.

Technische Einrichtungen finden wir auch bei einer großen Anzahl von Fischen, doch dienen bei diesen im allgemeinen die Flossenstacheln zur Giftübertragung. Nur in einem Falle, bei den zu den Aalen gehörigen Muränen, einer bei den alten Römern sehr geschätzten Fischart des Mittelmeeres, steht der Giftapparat wie bei den Schlangen mit bestimmten Zähnen in Verbindung. Allerdings besitzen die Giftzähne weder Furchen noch Kanäle, sondern das Gift wird aus der Drüse beim Zuspinnen einfach in die Wunde gepreßt.

Den weit häufigeren Fall, daß die Flossenstrahlen zur Giftübertragung benutzt werden, finden wir bei dem bekannten Petermännchen, *Trachinus draco* resp. *vipera*, einem häufigen und gefährdeten Bewohner unserer Küsten. Die Tiere besitzen sowohl an ihren Riemendeckeln wie an der Rückenlinie mit Furchen versehene Stacheln, in die das Gift bestimmter Hautdrüsen geleitet wird. Beim Menschen macht sich die Giftwirkung des Petermännchens durch lokale Entzündung, heftige Schmerzen, Entzündungsgeschwulst und Delirien bemerkbar, und häufig ist der Tod die Folge. Von anderen Giftfischen seien ferner noch die Knurrhähne, Drachenslöpe, Seeskorpione, einige Welse, verschiedene Haifische und Rochen usw. erwähnt. Unter den übrigen mit Giftapparaten ausgerüsteten Tieren verdienen vor allen Dingen zahlreiche Insekten wie Vienen, Wespen, Ameisen, Skorpione, Tausendfüßler, Spinnen, Wanzen, Flöhe, Läuse, zahlreiche Fliegenarten und noch viele andere Erwähnung. Ebenfalls müssen hier noch genannt werden die *hohltiere* mit ihren Kessellapparat, einzelne Würmer, Schnecken, Tintenfische, verschiedene Amphibien und Schalen und endlich auch die beiden einzigen giftigen Säugetiere: das Schnabeltier (*Ornithorhynchus*) und der Ameisenigel (*Echidna*). Bei diesen beiden zuletzt genannten Tieren besteht der Giftapparat aus einem nur dem männlichen Geschlechte zukommenden an den Hinterbeinen befindlichen Sporn, in den eine Drüse mündet. Da sich dieser Apparat aber, wie gesagt, nur bei dem einen Geschlecht ausgebildet findet und die Drüse in der Paarungszeit besonders anschwillt, sind die meisten Zoologen eher geneigt, darin einen Reizapparat bei der Begattung als eine Schutzwaffe zu sehen. Zu der zweiten Gruppe von Tieren, die durch Stoffwechsel-

produkte giftig wirken, sind die größte Zahl der Parasiten, wie Bandwürmer, Trichine, Filarien und vor allen Dingen verschiedene Urterien zu rechnen. Um die Gefährlichkeit namentlich der letzteren hervorzuheben, brauche ich ja nur an die verschiedenen Trypanosomenarten, die Erreger der Schlafkrankheit, der Pest-Heftigenseuche der Surrah und ferner an die Malaria-Parasiten zu erinnern. Allerdings muß in diesen Fällen noch die Frage offen gelassen werden, ob die von ihnen im Körper der Erkrankten angerichteten Verheerungen wirklich auf spezifischer Giftwirkung oder nicht vielmehr auf anderen schädlichen Ursachen, die mit der ungeheuren Vermehrungsfähigkeit der Parasiten in Zusammenhang stehen, beruhen. Ganz kurz möchte ich noch auf die dritte Klasse, nämlich auf jene Tiere, die in ihren Körpergeweben giftige Stoffe enthalten, hinweisen. So ist es beispielsweise bekannt, daß das Blut mancher Fische, u. a. das unseres Aales, giftige Eigenschaften hat. Da diese jedoch durch das Kochen oder Räuchern unwirksam gemacht werden, braucht sich niemand seinen Appetit am Aal verderben zu lassen. Nur der Genuß rohen Aalblutes könnte gefährlich werden. Bei anderen Fischen, z. B. den Angehörigen der merkwürdigen Kugelfische, ist die Giftwirkung weit stärker, so daß sie überhaupt ungenießbar sind. Seit altersher wird der als Fugugift bezeichnete Stoff in Japan zu Selbstmorden und verbrecherischen Zwecken verwandt. Ein sehr bekanntes Gifttier ist die spanische Fliege, *Lytta vesicatoria*, ein kleiner Käfer, der bei uns bisweilen in großen Scharen antritt. Der aus ihnen gewonnene giftige Stoff besitzt eine blauenziehende Wirkung und fand namentlich früher in der Heilkunde vielfach Verwendung. Infolge seines erregenden Einflusses auf den Genitalapparat wurde das Cantharidin in früheren Zeiten vielfach zur Bereitung von Liebestränken verwendet und hat zahlreiche Opfer gefordert. Neben zahlreichen anderen Käferarten gehören in die gleiche Kategorie namentlich zahlreiche Schmetterlingsraupen, ich erinnere nur an die Raupen des Prozessionsspinners. Bei dem massenhaften Auftreten dieser Tiere vor zwei Jahren in Berlin und Umgebung haben ja viele am eigenen Körper die schmerzhaften Hautentzündungen, welche durch die Haare dieser Raupen verursacht wurden, erfahren. Viele andere Tiere, namentlich Muscheln, nehmen in verunreinigtem Wasser bisweilen anherordentlich starke giftige Eigenschaften an. In jedem Jahre kann man ja wiederholt in den Zeitungen von Vergiftungen durch Miesmuscheln oder Austern lesen. Endlich sei auch erwähnt, daß auch durch den Genuß mancher an sich nicht giftigen Tiere bei vielen Menschen auf noch unbekanntem Wege Krankheitserscheinungen ausgelöst werden. So findet man z. B. bei vielen Menschen eine beständige Idiosynkrasie gegen Krebsgenuß, der sich in der Regel in Nesselsieber äußert. Andere Personen bekommen sogar schon durch die bloße Berührung bestimmter Tiere Fieber und andere Krankheitserscheinungen. Im Rahmen dieser Uebersicht ließen sich natürlich nur einige der interessantesten Erscheinungen aus dem Kapitel „Gifttiere“ bringen. Wer sich näher darüber unterrichten will, sei auf das ausgezeichnete Buch von Prof. D. Taschberg „Die giftigen Tiere“ verwiesen. Dr. T.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Friedrich Spielhagen: Erinnerungen aus meinem Leben. (V. Staadmann, Leipzig.) Mit Spielhagen ist der letzte derer ins Grab gesunken, die den politischen und wirtschaftlichen Aufstieg des deutschen Bürgertums in groß angelegten Romanschöpfungen bald überichtwenglich, bald abwartend-skeptisch geschildert haben. Unter all' diesen, dem Epigonenzeitalter einzuzählenden Autoren ist wohl Spielhagen der schärfste Kritiker, der ernsteste Beobachter, der am nachhaltigsten Aufwühlende, Widerspruch-Bedende gewesen. Naturgemäß lag darin auch wieder sein Schicksal; das heißt: er wurde schon bei Lebensjahren „historisch“, jedoch so, daß die Spur seines Schaffens nicht ganz verunmelt wurde, das Interesse an seinen Hauptwerken nicht vollständig vererbte. Denn er hatte sich getreulich bemüht, den Inhalt seines Jahrhunderts, insofern sich dieser in politischen Umwandlungsprozessen vornehmlich in preussischen Landen offenbart hatte, künstlerisch auszuschöpfen. Somit war er, was jeder Dichter und Künstler immer war, immer sein wird, ein echter Sohn seiner Zeit, für die er sein bestes getan hat.

Daß eines solchen Mannes „Lebenserinnerungen“ bedeutungsvolle Dokumente sein können, steht fest. Inwieweit sie es tatsächlich sind oder nicht sind, wird wieder einmal an Spielhagen klar. Es ist doch ein Unterschied, ob einer als Maler, Bildhauer, Musiker rückertinnend seinen Lebensgang beschreibt, oder einer, der als Politiker, Parlamentarier, Parteiführer dies unternimmt. Die Lebenserinnerungen eines Dichters sind vorwiegend Dokumente für seine geistige Entwicklung und schöpferische Ausbreitung. Ist er außerdem ein politischer Stoff gewesen, so werden wir seine Werke zu Hilfe nehmen müssen, weil in ihnen Dichtung und Wahrheit zu einem mehr oder weniger organischen Einheitsbilde zusammenfließen.

Bei Spielhagen ist dies der Fall. Wir erfahren ausführlich, wie er geworden. Das Milieu, in dem er aufwuchs, die Zusammenhänge mit der bürgerlichen Gesellschaft, die er hernach in seinen Romanen widerpiegelt, wird da umständlich geschildert. Er ist ledig-

lich Beobachter der Objekte und Verhältnisse, die er sich zu freier künstlerischer Gestaltung zurecht legt. Das erweist sich besonders aus seinen Bemerkungen über den 18. März 1848. Die Revolutionskämpfe am Schluß seines berühmten Romans „Problematische Naturen“, meinten doch die meisten Leser, könnten recht eigentlich nur von jemand geschrieben sein, „der, wenn er nicht selbst auf der Barrikade gestanden, so doch dem Kampfe aus nächster Nähe beigewohnt haben müsse“. Und doch ist das nicht der Fall gewesen, wie Spielhagen zugibt. Er war zwar als Student bis zwei Tage vor Ausbruch in Berlin; aber er teilte auch mit vielen „Gebildeten“ die Unkenntnis der politischen Vorgänge, ja, was der Kernpunkt der Frage, auch die ganze Indolenz des Bürgertums. Wohl lehrte er nun ziemlich rasch nach Berlin zurück. Allein über mehr als oberflächliche Beobachtung kam er nicht hinaus. Seine anfänglich lebhafteste Anteilnahme verwandelte sich in das gerade Gegenteil, dies um so schneller, als der Nihilismus seines Freundes Adalbert Mecklenburg ihm zeigte, daß er recht gesehen auch nur den von ihm verpörrteten „Kryptoroyalisten“ gleiche, die man daran erkenne, „daß sie das Königtum, den Adel und was damit zusammenhängt — ich meine insbesondere das Pfaffen-tum — hassen, verabscheuen, ein Kreuz darüber schlagen, mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten. Und eben dadurch: durch ihren Haß usw. beweisen, daß sie sich im Grunde ihres Herzens von dem allen noch nicht losgelöst haben, es für sie noch existiert“.

Erst während eines längeren Studienaufenthalts in Bonn sehen wir Spielhagen ein höheres Interesse an politischen Dingen gewinnen, obwohl dies Interesse mehr von außen hineingetragen wurde. Es sind Tagesereignisse feltamster Art, Sensationen, politische und prozessuale. In Köln spielte sich gerade der Prozeß gegen Lassalle wegen des Kassettendiebstahls der Gräfin Haspelt ab. Spielhagen nebst etwa einem Duzend Kommilitonen reihen hin, um den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen. Der Eindruck von dem sprachgewaltigen Verteidiger und politischen Agitator wirkte nachhaltig auf Spielhagen ein. Er gehört fortan zu Lassalles Bewunderern, trotzdem er (Spielhagen) so gut weiß, wie einer, mit welchen schweren sittlichen Makeln (!) er behaftet war; wie unlauter (!) so oft die Beweggründe, aus denen er handelte; wie unheilig die Mittel, mit denen er seine Sache verfocht. . . . Mit dem allem und trotz alledem hat er sich einen Platz in der Weltgeschichte erobert, den ihm seine ärgsten Gegner lassen müssen. — Ferdinand Lassalle, ruft Spielhagen schließlich aus, der rüchichtslos und strapellos Handelnde, hat die Welt — die deutsche wenigstens — in eine Bewegung gesetzt, zu der die Revolution von 48 sich verhält, wie die Windmühle zur Grundmühle; in eine Bewegung, die heute nicht nur noch fortdauert, sondern erst jetzt beginnt, ihre mächtige Tiefe und Kraft an den Tag zu legen und deren Ende kein Verstand der Verständigen abzusehen vermag“.

So schrieb der Dichter um das Ende der 70er Jahre, wo er seine Lebenserinnerungen zum Abschluß brachte. Vervollständigen muß man sie sich mit seinen nachfolgenden Romanen. Das zweibändige Werk, das den Titel: „Finder und Erfinder“ führt, erscheint hier kräftig gelürzt als mäßiger Band. Dr. Hans Henning — Spielhagens Biograph — hat diese Auswahl mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben und damit ein sehr verdienstliches Unternehmen vollbracht. Hennings Spielhagen-Biographie mit diesen Lebenserinnerungen sollten neben des Dichters Werken, die ja als Volksausgabe in zwei Serien (gleichfalls bei Staadmann) erschienen sind, ihren dauerenden Platz erhalten. e. k.

Völkertunde.

Menschenfresserei aus Zuneigung. Auf der Insel Neuguinea und in dem benachbarten Gebiet von Nordaustralien leben noch heute Völker in dem Zustand, in dem sich der Urmench im Alter der Steinzeit befand. Sie sind nacheinander von den Engländern Goodboby und Roth erforscht worden, und zwar untersuchte jener eine merkwürdige Rasse in dem bisher unbekanntem Innern von Holländisch-Neuguinea, während Roth sich den Eingeborenen von Nordaustralien zuwandte und einen Vergleich beider Völker durchführte. Der Gelehrte ist nach einem Bericht an die „Times“ zu dem Schluß gelangt, daß die Nordaustralier noch weniger entwickelt sind, als die Leute von Neuguinea. Während diese wenigstens schon eine Seßhaftigkeit erworben haben, sind jene unstäte Nomaden. Als einen Beweis des geringeren Fortschrittes führt Roth auch an, daß die Nordaustralier kein gegorenes Getränk kennen, ein Schluß, mit dem sich unsere Mähigkeitsapostel wahrscheinlich nicht befremden werden. Auf gleicher Stufe stehen beide Völker in der Behandlung ihrer Frauen und in ihrer Menschenfresserei. Immerhin hält Roth sie nicht für echte Kannibalen, weil er in allen Fällen dieser Verrichtung, die ihm begegnet sind, gefunden hat, daß die Leute ihresgleichen gewissermaßen aus Liebe aufgefressen hätten. Der echte Kannibalismus besteht aber nach dem Urteil der Vertreter der Völkertunde darin, daß ein Mensch, er sei nun ein Mann, ein Weib oder ein Kind, zu dem besonderen Zweck getötet wird, um als Nahrungsmittel zu dienen. Das scheint eben weder bei dem Volk von Neuguinea, noch bei den Nordaustralier zu geschehen, sondern die Leute haben eben nur die eigentümliche Veranlagung, daß sie einen Menschen, den sie zum Fressen gern haben, auch wirklich auffressen, nicht um sich an ihm zu rächen, sondern um die an ihm geschätzten Eigenschaften sich selbst einzuverleiben.